

Als Chladni im Jahre 1794 — vier Jahre nach dem durch mehrere hundert Augenzeugen bestätigten, von der Pariser Academie aber für Blödsinn erklärten Meteoritenfall von Quillac in der Gasoane — in der berühmten Schrift „Ueber den Ursprung“ der von Pallas entdeckten Eisenmasse und einige damit in Verbindung stehende Naturerscheinungen klar und bestimmt den Nachweis führte: „erstens, daß öfters Stein- und Eisenmassen vom Himmel gefallen sind, und dieses als historisch erwiesene Thatsache anerkannt werden muß; zweitens, daß dieses Ereigniß identisch mit Feuerkugeln ist, und diese nichts anderes als eine solche brennende Masse sind; drittens, daß diese Massen kosmisch sind, d. h. Anfallmassen aus dem Welt- raume, welche vorher der Erde und ihrer Atmosphäre fremd waren“ — da überschütteten ihn Gelehrte und Lingelehrte mit Lobn und Spott; man rechnete ihn „unter diejenigen, welche alle Weltordnung kennen und nicht bedenken, wie sehr sie an allem Bösen in der moralischen Welt schuldig sind.“ Ironie! Kaum war auf diese geistvolle Weise Chladni gerichtet, da regneten am 16. Juni 1794 zu Siena Steine vom Himmel, gleich als wollte dieser selbst der Wahrheit zum Siege verhelfen; ein Jahr später, am 13. December 1795, die gleiche Erscheinung in Wobdoottage in Northire; am 26. April 1803 endlich fielen in L'Aigle in der Normandie Tausende von Steinen und Steinchen zur Erde.

Hundert Jahre sind seitdem vergangen: Chladni's Ansicht wurde durch spätere Forschungen nicht nur glänzend bestätigt, sondern auch erweitert und vertieft. Das Jahr 1833 bildet einen neuen Ausgangspunkt für die weitere Erkenntniß des Wesens der Meteore. Damals nämlich erkannte Denison Olmsted in New Haven während des berühmten, auf Nord-America beschränkten Nocturnalphenomens (12.—13. November), daß die Sternschnuppen alle von einem Punkte des Himmels im Sternbild des Löwen (Leonis) ausstrahlen und hieron nicht abweichen, wiewohl der Punkt Höhe und Azimut veränderte. Damit war der Beweis erbracht, daß die Erscheinung nicht irdischer, sondern kosmischer Natur ist.

Zugleich erinnerte man sich jenes herrlichen Sternschnuppenfalles, den Humboldt und Bonpland in der Nacht vom 11. auf den 12. November 1799 in Cumana in Venezuela beobachtet hatten. Darüber sagt Humboldt in seiner „Reise in die Aequatorialgegenden des neuen Continents“: „Die Nacht vom 11. zum 12. November war kühl und ausnehmend schön. Gegen Morgen, von 2:30 Uhr an, sah man gegen Ost höchst merkwürdige Feuermeteore. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen fielen hintereinander vier Stunden lang. Ihre Richtung war sehr regelmäßig von Nord nach Süd. Alle Meteore ließen 8 bis 10 Grad lange Lichtstreifen hinter sich zurück, was zwischen den Wendekreisen häufig vorkommt. Fast alle Einwohner von Cumana sahen die Erscheinung mit an, weil sie vor 4 Uhr aus den Häusern gingen, um die Frühmesse zu hören. Der Anblick dieser Feuerkugeln war ihnen keineswegs gleichgültig; die ältesten erinnerten sich, daß dem großen Erdbeben des Jahres 1766 ein ganz ähnliches Phänomen vorausgegangen war. Von 4 Uhr an hörte die Erscheinung allmählich auf; Feuerkugeln und Sternschnuppen wurden seltener, indesten konnte man noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang mehrere an ihrem weißen Lichte und dem raschen Hinabfallen erkennen. Da bei meinem Abgang von Curpa die Physiker durch Chladni's Untersuchungen auf Feuerkugeln und Sternschnuppen besonders aufmerksam waren, so verfaßten wir auf unserer Reise von Caracas nach dem Rio Negro nicht, uns überall zu erkundigen, ob am 12. November die Meteore gesehen worden seien. Alle diese Beobachter verzeigten das Phänomen mit einem solchen Feuerwerk, das von 3 bis 6 Uhr Morgens gewährt.“

So war der Gedanke der Periodizität gegeben, der sich in der Folge für eine ganze Anzahl Meteorischnurwälder als begründet erwies. Wir kennen den heute mehrere, die alljährlich mit großer Pünktlichkeit sich einstellen. So für die nördliche Halbkuugel der Erde die Sternschnuppen des 1.—3. Januar, 12.—13. April, 19.—23. April, 26.—29. Juli, 9.—13. August (Perseiden oder Laurentius-Schwarm), 19.—25. October, 13.—14. November (Leoniden), 27.—29. November (Andromeden), 6.—14. December.

Manche dieser Schwärme, wie z. B. der des August, tre in jedes Jahr mit nahezu gleicher Stärke auf; bei andern unterliegt die Intensität der Erscheinung starkem periodischem Wechsel. Zu letzteren gehören die Leoniden, die gegen Mitte November in der Nachbarschaft von Wobdoottage (23. 24. 25. 26.) zum Theil als leuchtende Meteore die Atmosphäre durchschneiden. Sie sind Mitglieder unseres Sonnensystems und bewegen sich in einer langgestreckten elliptischen Bahn, die gegen die Ekliptik in einem Winkel von 17 8/14 Grad geneigt ist und sie in zwei Kno-

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 8. Dec. 1899.

Jahrgang 20. No. 14.

Ein Feueralarm in Dawson City.



Drei große Brände haben Dawson City innerhalb acht Monaten heimgesucht. Die beschädigten Stadtviertel sind immer wieder aufgebaut worden, und an Stelle der anfänglich sehr primitiven Häuser entstanden allmählich solidere Bauten. Infolge dieser Brände wurde auch ein Feuerwehrcorps eingerichtet, der sich immer mehr verbessert hat. Nach einer photogra-

phischen Aufnahme bringen wir das Erscheinende einer Spritze bei einem Alarm. Das Eigenthümliche ist ihre Bespannung mit sieben Hunden, welche durch ihre bewundernswürdige Dressur und vereinigtes dastehende Intelligenz solches Aufsehen erregen, daß man die klugen Thiere während ihrer Thätigkeit bereits für die Pariser Ausstellung kinematographisch aufnahm.

zweite. Ueber 550,000 Pfund sind deren Ufern eines Sees, die im regelmäßigen Bergwerttagbau ausgebeutet werden, entnommen worden. Der Inhalt eines einzigen Sees allein soll über 40 Millionen Pfund betragen.

Ein Familiendrama.

Von Alwin v. Erbach.

Tief im Himmelsfrieden der Berge, zwischen starren Gletschern und gähnenden Schlünden, liegt die Hütte des Steiger-Jochens. Hier hat er seiner geliebten Marien das Nest gebaut, recht wie ein Adler, der auch an den wenigsten zugänglichen Stellen horstet. Und er ist so eine Adernatur, der Steiger-Jochens. Aus dem Dunst und Qualm der Stadt, wo er als Bergführer notgedrungen weilen muß, ist er ungezählte Male da herauf gestiegen in treifenden Linien, dem Adler gleich empor zur Sonne und zum Glück. Nirgendes fühlte er sich wohler und freier, als ganz hoch oben zwischen den einsamen ergrienen. Die von ihm bewohnte Baude war eine Schöpfung des Alpenvereins, der dem vertriebenen, wegen seiner männlichen Schönheit zu meist von tühnen Alpensteigerinnen gesuchten Führer gern gestattete, sich darin häuslich einzurichten, was ja doch wieder den Vereinsmitgliedern zu Gute kam. Und er wollte es so, nicht minder seine junge Frau, die zarte Tochter eines ehrsamten Handwerksmeisters, die er, sehr gegen den Willen der Sippschaft, geheiratet hatte, und die er da hoch oben gegen Neid und Leid der Menschheit geborgen alaubte. Gewöhnlich blieb er mit seiner Gefolgshaft hier zu Nacht, und da waren die Damen immer erfreut, eine weibliche Hand zu ihrer Pflege und eienung zu finden. Die Meisten waren wohl auch neugierig, die Frau dieses ideal schönen, und man sagte, äußerst tühnen ergiebigsten zu sehen. Und mit welchem Stolz zeigte er ihnen sein blühblau sauberes Heim, in das auch das Familienglück in Gestalt eines allerliebsten kleinen „Schweizer ua“ eingelebt war!

Das wurde anders mit dem Tage, wo die gluthängige schöne Russin, eine Gräfin Deschloj, hier eingeleht war. Sie liebte den Mann und haßte das Weib, die ihm seinen Besitz streitig machte. Sie war die noch jugendliche Witwe eines finnländischen Magnaten, reich und unabhängig. Ihren Gatten hatte sie nur des Geldes wegen geheiratet. Jetzt zum ersten Male sprach ihr Herz.

allen offenen und versteckten Liebesanträgen zum Trotz, seiner herzlichsten blonden Marie die Treue bewahrt. Nun aber lag das schöne, weltentrückte Menschenquädel da oben in Trümmern. Die Gräfin nahm den Führer ganz in ihren Dienst. Er mußte jeder Zeit zu ihrer Verfügung sein, auch wenn sie Tage lang nicht aufstieg. Sie bestimmte fortan die Marschrouuten, und die führten nicht mehr nach seiner aude oder auch nur in die Nähe derselben. Sie wollte das intime Zusammenleben der beiden zerfetzen, den Mann seinem bescheidenen Heim entfremden, ihn mit einem weit über seinem Stande liegenden Wohlleben und dem süßen Führerlohn, das der Reichthum gewährt, vertraut machen. Freilich, ab und zu mußte er noch hinaufgehen, um vor der Welt den Schein zu wahren, und dann brachte er Hausgeldes mit, Führerlöhne, wie sie vor ihm wohl noch Keiner erhalten hatte. Er trug dann immer eine lärmende Heiterkeit zur Schau. Es lag aber kein Herz darin. Mit bangem Weh bemerkte die junge Frau die Wandlung, die sich in seinem Innern vollzog, brachte er doch Wein und Delikatessen herauf, wie sie unter diesem bescheidenen Dache sonst nur für die Fremden dagewesen waren. Er führte also ein Herrenleben in der Stadt auf Kosten der Gräfin. Zunächst kam es aus diesem Anlaß zu Vermählungen zwischen den Gatten, und aus diesen heraus zu gereizten Worten.

Alles das war sehr klug berechnet von der Gräfin. Nun mußte es zur Klärung und zum Bruch zwischen den Weiden kommen. Und es kam dazu. Marie besah Verstand genug, um das Ende vorauszu sehen. Sie war aber nicht nur Gattin, sie war auch Mutter. Und es erwachte in der sanften kleinen Frau ein Geist des Widerstandes, der selbst ihn überraschte. Sie sagte es kurz heraus: Sie oder ich! Er wollte es in diesem Lichte nicht betrachten wissen und redete sich immer mehr in Wuth. Zuletzt griff er nach Hut und Bergstock, um fortzugehen, zu Male zu steigen, trotzdem es Nacht war. Sie versuchte noch ein Letztes, warf sich ihm an den Hals, ja, sogar vor ihm auf die Knie, ihn unter Thränen zum Weiden beschwörend, das traute Glück, das sie hier oben gefunden, nicht muthwillig zu zerfetzen, um Unerreichbarem nachzugehen. Er setzte aber schon zu sehr in den Fesseln der Gräfin. Er ging dennoch. Sie rief ihm nach, daß, wenn er bis morgen Abends nicht zu Hause sei, um dann hier zu bleiben, er überhaupt nicht mehr zu kommen brauche. Sie würde sich mit ihrem Kinde in den Abgrund stürzen. Ein

wildes Hohnlachen war die Antwort. Dann stürzte er fort. Und blah und weinend sank sie an der Wiege ihres schlummernden Kindes nieder, das sie mit sich fortnehmen wollte — in den Tod!

In seinem Zorne war der Steiger-Jochens allen Vernunftsgründen unzugänglich. Er redete sich noch immer ein, daß es gut mit den Seinen meine, und daß sein Weib sich mit seiner Eifersucht nur lächerlich mache. Wenn er das der Gräfin erzählte, mußte es auch zwischen ihnen klar werden, und er zweifelte nicht, daß sie ihm in allen Punkten beipflichten würde. Voll von diesen Gedanken, hatte er seines Weges wenig Acht. Die Nacht war hell, und er kannte hier jeden Stein. Um nur schneller hinunter zu kommen, türzte er verschiedene Strecken ab, wobei er seiner Begabung und seinem Muth vertraute. An einer solchen Stelle stürzte er plötzlich den Boden unter sich schwinden. Der Schreckensruf erklang ihm in der Kehle, und lautlos sank er in die Tiefe. . . .

Der Steiger-Jochens erwachte aus tiefer Betäubung. Er mußte sich befinden, wo er war und wie dieses Unalück, das erste schwere in seiner Steigerlaufbahn, hatte gesehen können. Zum Glück waren seine Verletzungen nur gering. Er war auf den Schnee gefallen. Nun kam aber das lähmende Bewußtsein über ihn, daß jemand ihn auf diesem Wege vermuthen und hier suchen würde. Es war ja eine von den unbegangenen Strecken. Dann lehrte ihm die Erinnerung wieder und damit der noch schredlichere Gedanke, daß, wenn er bis morgen Abend nicht zurück war, die Marie sich mit dem Kinde in den Abgrund stürzen würde. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem heißen Lebensdrange und mit übermenschlicher Kraft.

Der Spalt war eng, und mehrfach gelang es seinen verzweifeltsten Anstrengungen, etwas hinauf zu kommen, aber immer wieder fiel er ab, und das letzte Mal von solcher Höhe, daß er noch einmal in halber Betäubung liegen blieb.

Nach vielen Fahrnissen und in der bedinglichen Furcht, noch tiefer einzusinken, schlug ihm plötzlich bei einer scharfen Wendung des Berggriffes ein grünlischer Lichtschimmer entgegen — die Tageshelle. Er hatte endlich den Ausweg gefunden. Von seinem Gefühl übermannt, sank er auf die Knie und faltete seine Hände wie zum Gebet. Aber nur ein Schluchzen entrang sich seiner gequälten Brust.

Endlich näherte er sich seinem Heim von Weitem. Ein Fenster war erleuchtet — Gottlo! Einen die Bergstille auf Meilen in die Runde erschütternden Luchzer schiedte er seinen erschöpfenden Schritten voraus. Sie sollte es wissen, daß er zurückkam, ruhig und wieder mit der alten Liebe für die Seinen erfüllt! Aber keine Antwort kam von dem Hause her. Der Schrecken übermannte ihn wieder. Wenn er nun doch zu spät kam? Und er — kam zu spät! Zwar brannte die Lampe wie sonst, um irrenden Bergsteiger als Wegweiser zu dienen; aber sein Weib war fort, die Wiege war leer! Sie hatte ihm Wort gehalten.

Da verliehen ihn die Kräfte, da sank er weinend neben dem Bettkissen nieder, aus dem ihn sonst die Augen seines Buben angelacht hatten. Und er hatte dieses Glück zerschlagen mit tother Faust; er selbst hatte Weib und Kind in den Tod getrieben! Nun blieb ihm nur noch Eins übrig, ihnen zu folgen und seinem elenden Dasein, um dessen Erhaltung er heute so verzweifelt gekämpft hatte, ein rasches Ziel zu setzen.

Pflichtlich schrat er auf seiner Verfunkenheit. Schritte draußen — Gäste. Auch das noch! Er stand schwerfällig auf, denn eben wurde die Thür heftig aufgestoßen. Ein Ruf — „Marie!“ ein Jubelschrei und dann ein langes, seltsames Schweigen, nur unterbrochen von Schluchzen, Rufen und gestammelten Freudenworten. Sie war ihn gegangen, den Todesweg, aber der Anblick ihres Kindes hatte sie immer wieder dabon zurückgehalten, den furchtbaren Sprung zu wagen. Da erkante sein Luchzer. Der rief sie zurück zum Leben, zum Glück, das hier nun dauernd wohnen sollte.

Laut Censusaufnahme, soweit dieselbe in der Provinz Havana geblieben ist, können von den Cubanern nur 55 Prozent, von den Spaniern 75 Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben. Letztere besteht zu 45 Prozent aus Weißen, 40 Prozent aus Schwarzen und 15 Prozent aus Mulatten und Chinesen.

Ausland und Vermischtes.

Dem Professor Robert Koch, der sich gegenwärtig zur Fortsetzung seiner Malariaforschungen in Balavia aufhält, dient als Versuchsthier ein Orang-Utang, mit dem er im besten Einvernehmen lebt. Nur scheint es Sapaja — dies ist der Name des Affenmenschen — sehr unangenehm zu finden, daß der gelehrte Herr mit ihm allerlei Proben betreffs Einwirkung der Malaria auf seinen Körper vornimmt. Mit seiner Umgebung unterhält sich Professor Koch in einer für diese sehr interessanten Weise. So schrieb er unter anderem, daß die Neger in Deutsch-Ostafrika eine Heidenangst vor Käfern, Stichen und anderen Thieren hätten, deren er bei seinen Versuchen mit dem Malaria-Bacillus bediente. Einmal hatte er vier robuste Neger mit vieler Mühe dazu bezogen, einen Kalb, nicht größer als ein Hund, niederzuerwerfen und festzuhalten, worauf er es impfen wollte. Doch kaum hatte er die Haut des Thieres geritzt, wodurch dieses sich veranlaßt fühlte, eine Hinterpote zu bewegen, als auch schon die vier Negerkerle ein Angstgeschrei ausstießen, das Thier losließen und wie Katzen an einem Baum hinaufkletterten, zwischen dessen Zweigen sie eben dumme Gesichter sehen ließen, wie es das Kalb machte, als es wieder auf den Füßen stand. Es sei deshalb nicht zu verwundern, daß dieser behäbige Stamm keine Viehzucht zu betreiben vermöge. Die paar Stüd Vieh, die sie haben, würden ihnen von schlauerer Stämmen gestohlen. Auf Wunsch des Professors müssen die Krankenwärter in den Sälen, wo Malarialeiden liegen, Mästos fangen und ihm einfletern. Dies geschieht mit kleinen Fangen, wobei die Fänger sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen, um die Insekten nicht zu verletzen. Je dicker so ein Insect ist, desto brauchbarer ist es für die Untersuchungen. Die Kranken helfen bereitwillig mit, indem sie die Mästos ruhig an sich fangen lassen, bis der Wärter mit dem Fingerring oder einer Reagenzröhre kommt, um das blutdürstige Insect zu fangen.

Ulrike v. Levetzow ist auf ihrem Gute Trilbitz in Böhmen, nachdem sie schon längere Zeit gekrankelt, fast 96jährig gestorben. Ulrike war die letzte Liebe Goethe's, und ein poetischer Schimmer umrahmte sie, die Letzte jener Frauengestalten, die den Lebensweg des großen Dichters verschönt und deren Namen stets in Verbindung mit dem seinen genannt werden. Im Jahre 1821 trat Goethe in Marienbad in den Kreis der Familie v. Levetzow und hier war es, wo dem Dichter zum letzten Male die rothe Rose Leidenschaft erblühte. Ulrike zog ihn mächtig an. Ihre Jugendbildniß zeigt sie uns als eine zarte und anmuthige Erscheinung. Dazu war sie lebhaft und klug, unterhielt den Dichter mit dem Spiel auf der Laute und las ihm Scott vor. Hielt Goethe auch persönlich noch mit seinen Empfindungen zurück, so sprachen doch seine Verse desto beredter. Vom Juni bis Juli 1822 war er Gast in dem Levetzow'schen Hause, im Jahre 1823 wohnte er der Geliebten gegenüber. Um diese Zeit ging die stille Verbindung des Dichters in leidenschaftliche Liebe über. Die „Trilogie der Leidenschaft“, die Gedichte „Liebhaft“ und andere entstanden in jenen Tagen. Glückliche Stunden waren dem Dichter in der Nähe der Geliebten noch in Karlsbad und Elbogen beschieden, wo er im Kreise der Familie Levetzow seinen Geburtstag beging. Am 5. September reifte er ab. Auf der Heimreise entstand die trauervolle Marienbader „Elegie“. Die heße Leidenschaft rang sich zur Resignation durch, das Persönliche trat vor dem Höheren zurück. Ulrike war die Letzte, die das Herz des großen Dichters in seiner Tiefe bewegte, und bis zu seinem Ende hat er an den Erinnerungen dieser Liebe geklebt. Ulrike selbst blieb unvermählt. Sie erblühte im Jahre 1868 das Schloß Trilbitz und verbrachte hier ihr Leben, als eine Wohlthäterin der Armen, in stiller Weltabgeschiedenheit. Ihre Goethe-Reliquien übergab sie zum größten Theil dem Goethe-Archiv, nur einige wenige dürften sich in ihrem Nachlaß finden.

In Chicago ist ein Straßenräuber entdeckt worden, der seinem Gefährten Buggy nachgeht — nachfahrt wäre besser gesagt. Vermuthlich hat er auch ein Cash-Registrier auf dem Wagen, um die Einnahmen zu registriren.

Das beste Geschäft in den letzten Striegan hat Missouri gemacht, das für acht Millionen Dollars überflüssige Maulesel dabei losgeworden ist. Aus diesem Grund hält man in jenem Staate auch nicht viel von Friedenskonferenzen.

In Japan ist jetzt auch Gold entdeckt worden. Da wird es wohl mit der britischen Freundschaft bald zu Ende sein.

Der flotte Gang der Geschäfte macht sich auch durch lebhaftes Nachfrage nach kleinem Gelde bemerkbar. In der Wohlhabendsten Münze wird Tag und Nacht gearbeitet, um dem Bedarf zu genügen.